

Christsein heute – Auf der Grenze leben

Ökumene im Kontext einer offenen und globalisierten Gesellschaft



Selbstkritische Nachdenklichkeit beim Podiumsgespräch zu den Möglichkeiten einer zeitgemässen Ökumene mit (v.l.) Martin Robra (ÖRK), Martin Werlen (alt Abt Einsiedeln), Eva-Maria Faber (Theologische Hochschule Chur), Gottfried Locher (SEK-Präsident).

Im Rahmen der Feiern zur Wiedererrichtung des Jesuitenordens vor 200 Jahren gab es am Samstag im Lassalle-Haus eine Tagung zum Stand der Ökumene. Als Brücke wurde vor allem die Spiritualität benannt.

Herbert Pachmann – «Ich bin aber von der anderen Fraktion», begann der Benediktiner Martin Werlen vom Kloster Einsiedeln sein Referat. Er schilderte unterhaltsam Begegnungen und Erfahrungen mit der je «anderen Fraktion», um zu illustrieren: «Kirchen sollen sich nicht wie Parteien verhalten. Wenn wir Fraktions- und Grabenkämpfe führen, verlieren wir an Glaubwürdigkeit.» Werlen sprach über die katholische Pflicht zur Ökumene und sparte dabei nicht mit Kritik an der eigenen Kirche.

Auch SEK-Präsident Gottfried Locher geizte nicht mit Kritik am eigenen Haus. Zunächst aber erklärte er mit Bezug auf die Barmer Theologische Erklärung von 1934 den entscheidenden Singular: Es gebe nur einen Auftrag an eine Kirche, mithin keine Unterscheidung von Aufträgen, Kirchen und christlichen Gemeinschaften. Der Auftrag der Kirche sei nach der sechsten Barmer These: «an Christi Statt ... durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk».

Die Reformierten hätten zu lernen, dass die Kirche, und nicht

der Einzelne, an Christi Statt stehe. Und zur Verkündigung meinte Locher: «Predigt ist nicht nur das gesprochene, sondern auch das gefeierte Wort. Auch Seelsorge und soziales Engagement müssen wir stärker an das Abendmahl zurückbinden.» Dafür aber müsse die Bedeutung des Abendmahls geklärt werden. Es reiche nicht aus, es vage als irgendwie symbolische Handlung zu definieren.

Nüchterne Weitherzigkeit

Den Katholiken sagte Locher: «Die Zulassung zur Eucharistie muss offener werden. Da muss Rom sich bewegen.» Ausserdem forderte er mehr Klarheit und weniger Diplomatie von den Bischöfen. Werlen stimmte zu: «Niemand ist würdig zu entscheiden, wer würdig ist zur Eucharistie. Die Grenzen der Eucharistie laufen heute nicht zwischen den Konfessionen.» Werlen plädierte für Weitherzigkeit und ein Ernstnehmen der Taufe. Dazu noch einmal Locher: «Die Eucharistie kann uns nicht erklärt werden, denn sie ist ein Geheimnis. Wir müssen sie erleben dürfen.»

Im Pausengespräch meinte Isabelle Flury, ein Gast aus Bern: «Wenn sich dieser Geist durchsetzen würde, brauchten die Leute nicht mehr aus den Kirchen auszutreten.»

Ansonsten überwog die Nüchternheit. Locher hielt fest: «Ein gemeinsames ökumenisches Ziel

ist uns abhandengekommen. Da sollten wir ehrlich sein. Es ist nicht Resignation, sondern Demut, einzugestehen, dass eine strukturelle Einheit heute nicht möglich ist. Darum sollten wir andere Ziele formulieren.»

Damit rückte die Spiritualität stärker in den Blick. Da sich die Jesuiten seit dem zweiten Vatikanum stark für Ökumene und interreligiösen Dialog engagieren, konnten für beides im Lassalle-Haus wertvolle Erfahrungen gesammelt werden. Die reformierte Claudia Kohli von der Uni Bern würdigte denn auch den Beitrag der Jesuitenspiritualität zur Ökumene. Sowohl die Ignatianischen Exerzitien als auch die geistliche Begleitung seien mittlerweile auch in den Kirchen der Reformation angekommen und teilweise gut etabliert.

Kohli formulierte aber auch den protestantischen Vorbehalt, der geistliche Übungen durch das «sola gratia» als Heilsweg relativiert. «Dennoch», so Kohli, «sind die Exerzitien anschlussfähig an die reformierte Spiritualität, weil sie nicht einen höheren, sondern einen Weg nach unten gehen. Man lernt dabei, aus sich nicht etwas machen zu wollen.»

Ökumene des «gift sharing»

Eva-Maria Faber von der Theologischen Hochschule Chur sprach über die Spannung zwischen kirchlicher Gemeinschaft und in-

dividuellen Lebenswelten. Es gehe immer auch um den Einzelnen vor Gott. Die katholische Kirche habe darum die individuelle Seite des Christseins neu zu entdecken, statt sich nur auf die institutionelle Kirchlichkeit auszurichten. Die konkrete Lebenssituation der Einzelnen müsse ernstgenommen werden. Die Reformierten hingegen hätten sich von zu viel Subjektivismus zu verabschieden.

Einen anderen Ansatz wählte Martin Robra vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf. Er sprach sich für eine Dialektik aus zwischen dem Respekt vor Grenzen und der Notwendigkeit, sie zu überschreiten. Bei Grenzüberschreitung könne man gemeinsam Zeuge der Gegenwart Gottes in der Welt werden. Dadurch könne eine Ökumene des «gift sharing», des gegenseitigen Beschenkens, entstehen.

Glaubwürdigkeit vor allem

Auch das kommende Reformationsjubiläum wurde kommentiert und dabei festgehalten, dass dies auch eine Angelegenheit der Katholiken sei. Könnte es eine Chance für alle werden? Welche neue Botschaft hätte die Kirche? Dazu Locher: «Für mich habe ich vorläufig formuliert: «Wer glaubt, ist frei.» Das könnte eine auch provozierende, heutige Kurzform der Rechtfertigungsfrage von damals sein.» Dafür erhielt Locher Beifall vom überwiegend katholischen Publikum. In der eigenen reformierten Kirche sei dieses Motto aber bisher noch nicht akzeptiert, erklärte Locher.

Insgesamt fiel auf, dass die Selbstkritik jeweils stärker ausfiel als Kritik an der anderen Seite. Ausserdem wurde viel von «Glaubwürdigkeit» gesprochen, ebenso wie von einer «Ökumene des gemeinsamen Zeugnisses». Erkennbar war schliesslich der Wille, sich gegen die Stagnation der Ökumene auf institutioneller Ebene der spirituellen Quellen bewusst zu werden und diese für die Ökumene stärker zu erschliessen.